

Armut : was ist das überhaupt?

Autor(en): **Krämer, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **78 (1998)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-165953>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Walter Krämer,

geboren 1948 in Ormont (Deutschland), studierte von 1969–1976 Mathematik und Wirtschaftswissenschaften in Mainz. 1984 Habilitation in Ökonometrie an der Technischen Universität Wien. Seit 1988 Ordentlicher Professor für Wirtschafts- und Sozialstatistik am Fachbereich Statistik der Universität Dortmund. Gastprofessor am Management Institute der Fudan University, Shanghai. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Statistik, Ökonometrie und Gesundheitsökonomie: «Die Krankheit im Gesundheitswesen», 1989; «So lügt man mit Statistik», 1991; «Lexikon der populären Irrtümer» (mit Götz Trenkler) 1996.

ARMUT – WAS IST DAS ÜBERHAUPT?

Armut ist ein äusserst vieldeutiger, vager und je nach Frage anders zu bestimmender Begriff – das ist wohl die einzige nicht umstrittene Aussage in der ganzen modernen Armutsdiskussion. Wenn der Papst in seiner Neujahrsrede zum «Kampf gegen Armut» aufruft, gebraucht er zwar die gleichen Worte, meint aber nicht das gleiche wie die Bundestagsfraktion der PDS, die auf ihrer Internetseite die «zunehmende Verarmung» in der Bundesrepublik beklagt; wenn die «ZEIT» in einem «Arm im reichen Land» betitelten Artikel über Not und Elend in Europa berichtet, benutzt sie zwar die gleichen Worte, aber nicht die gleichen Inhalte wie ein Artikel über Armut in der «Times of India». Alle haben auf ihre Weise recht, aber alle reden über völlig disparate Dinge.

Wenn wir die Grimmsche Ausgangsbedeutung des deutschen Wortes «arm» zugrundelegen, als Ableitung des lateinischen «miser = elend, unglücklich», so ist derjenige arm zu nennen, der, aus welchen Gründen auch immer, Mitleid auf sich zieht, der keinen Mann bzw. keine Frau bekommt, der krank oder behindert ist, der ohne Kinder bleibt, der nicht lesen und nicht schreiben kann, die falsche Religion besitzt, keine Arbeit oder keine Freunde hat, oder der irgendwelche anderen von der Gesellschaft geschätzten materiellen oder immateriellen Güter nicht besitzt. Andere sehen Armut zunächst als eine Geisteshaltung, als einen ganz bestimmten *way of life*. Nach dieser «Subkultur-Theorie» der Armut sei letztere weniger durch das Einkommen oder das Vermögen als vielmehr durch das Verhalten und den persönlichen Charakter der Armen festgelegt; Armut wäre demnach gleichbedeutend mit einem Mangel an dem, was man gemeinhin als «Intelligenz» bezeichnet, als ein Unvermögen, sich selbst aus Zwangslagen herauszuhelfen.

Der «offizielle», in fast allen (semi-)amtlichen Armutsstatistiken benutzte Indikator für die Armut ist natürlich das Einkommen, einmal, weil das Einkommen wie kaum eine andere Variable den materiellen Wohlstand misst, zum anderen aber auch, weil Einkommen als Indikator auch für die übrigen oben angeführten Aspekte

der Armut gelten kann: «Arm am Beutel, krank am Herzen» schrieb schon Goethe, wer kein Geld hat, hat auch sonst im Leben nicht viel Freude.

Aber die Kriterien «Einkommen bzw. Vermögen» auf der einen und «subjektive Lebensfreude» auf der anderen Seite können sich auch widersprechen: Ist nun ein blinder, querschnittsgelähmter Multimillionär als arm oder als reich zu zählen? Ist Prinzessin «Fergie», die nach ihrer Ehescheidung in eine nach eigener Aussage «bescheidenere Bleibe» mit nur noch 20 Zimmern und 10 Domestiken übersiedeln musste, hinfort «arm» zu nennen, so wie man in gewissen Magazinen lesen konnte, oder kann man Armut abseits von subjektiven Gefühlslagen auch an objektive Fakten koppeln? In welche Schublade ist die rauschgiftsüchtige Produzentengattin, der impotente Playboy einzuordnen? Wohin gehört der wegen Steuerbetrugs einsitzenden Grossverdiener oder die gutbürgerliche, aber einkommensarme Familie eines kleinen Beamten, der seine Kinder auf Kosten irdischer Genüsse jeden Morgen in die Schule, zuweilen auch ins Theater schickt, im Vergleich etwa mit einem finanziell weit besser gestellten «a-sozialen» Haushalt, der sich aus Dosen ernährt, nie wählen geht und viel Geld in Spielhallen und Pornohefte investiert? Der eine Haushalt ist zwar am Einkommen gemessen arm, aber sozial integriert und auf Aufstieg

programmiert; seine Kinder werden einmal mehr verdienen. Der zweite Haushalt verfügt zwar über mehr Ressourcen als der erste, ist aber sozial nicht integriert und wird über Generationen sein Milieu wohl kaum verlassen.

Hier zeigt sich ganz besonders deutlich die zweifelhafte Rolle von Einkommen und Vermögen als Mono-Indikator für die Armut. Denn oft ist Haushalten des zweiten Typs mit Geld alleine nicht zu helfen. So besteht etwa zwischen dem Einkommen auf der einen und sonstigen Indikatoren von Armut auf der anderen Seite (überfüllte Wohnung, Kinder müssen hungern, Strom und Telefon werden abgestellt usw.) der Armen in den Slums der amerikanischen Grossstädte allenfalls ein loser Zusammenhang, und ist es nicht in erster Linie der Mangel an finanziellen Mitteln, der die Kinder von Slum-Bewohnern zu schlechten Schülern und jungen Kriminellen macht. Vielmehr sind es der Mangel an elterlicher Aufsicht, das ungeordnete Zuhause, das Fehlen des Vaters.

Relative versus absolute Armut

Ein weiterer Streitpunkt ist die Frage, ob Armut an absoluten Kriterien oder relativ zu dem festzumachen ist, was die anderen haben oder können. Denn selbst wenn schon entschieden ist, ob Armut an Einkommen, oder an Gesundheit, oder an dem Ausmass der Kontrolle über das eigene Leben und die eigene Umgebung festzumachen ist, es bleibt immer noch die weitere Entscheidung, wo das die Armut definierende «Zu wenig» anfängt.

Sofern an Einkommen bemessen, wurde Armut bis weit über die Mitte des 20. Jahrhunderts stets als etwas Absolutes angesehen: «Um einen landwirtschaftlichen Tagelöhner oder einen ungelerten städtischen Arbeiter und seine Familie im heutigen England arbeitstüchtig zu erhalten, bedarf es einer luftigen Wohnung mit mehreren Zimmern, warmer Bekleidung, wechselbaren Unterzeugs, guten Wassers, reichlicher Pflanzenkost, der Möglichkeit mässigen Fleisch- und Milchgenusses, einer kleinen Dosis Tee usw., einiger Bildungsmittel und einiger Vergnügungsmittel», schreibt der einflussreiche englische Ökonom Alfred Marshall Anfang des Jahrhunderts. «Wo immer es der ungelerten Arbeit am einen

.....

Mit dem
wachsenden
Wohlstand in
Europa entstand
aber zwischen
dem rein
ökonomischen
Existenzminimum
und dem
Einkommen der
meisten Bürger
eine Lücke.

.....

oder anderen hiervon gebricht, leidet ihre Wirksamkeit genau so, wie die eines Pferdes durch schlechte Versorgung oder die einer Dampfmaschine durch mangelnde Kohlenzufuhr. Alle Konsumption bis zu dieser Grenze ist streng produktive Konsumption.»

Mit anderen Worten: Armut beginnt da, wo die «Kohlenzufuhr» nicht mehr reicht, wo die Funktion des Menschen als Arbeitstier gefährdet ist.

Es hat auch nicht an Versuchen gefehlt, das Ausmass dieser nötigen «Kohlenzufuhr» abzuschätzen: In einer bahnbrechenden Arbeit von 1901 bestimmt der Engländer Seebohm Rowntree zunächst die minimale, für das nackte Überleben notwendige tägliche Kalorienmenge für Menschen verschiedenen Alters und Geschlechts (für einen erwachsenen, körperlich arbeitenden Mann etwa 3500), dann die preiswerteste Art, diese Kalorien zuzuführen (damals wöchentlich 3 Shilling für Erwachsene, 2 Shilling und 3 d für Kinder), dann die Minimalausgaben für Wohnung, Kleidung und diverse Haushaltsgegenstände (damals 4 Shilling 11 d), und erhielt so ein wöchentliches ökonomisches Existenzminimum für eine Familie mit drei Kindern von 1 Pfund, 1 Shilling und 8 d.

Nicht enthalten in diesem ökonomischen Existenzminimum: Ausgaben für Strassenbahn, Briefmarken oder Krankenversicherung «or any expenditure whatever upon moral, mental or social development». Trotz dieser restriktiven Armutsdefinition waren 1899 in der von Rowntree untersuchten Stadt York im Norden Englands 18 Prozent der Menschen arm.

Mit dem wachsenden Wohlstand in Europa entstand aber zwischen dem rein ökonomischen Existenzminimum und dem Einkommen der meisten Bürger eine Lücke. So fand man etwa 1924 in einer Folgestudie zu Rowntree, dass bei Anlegen eines unveränderten Standards die Armut in York auf unter 5 Prozent gefallen wäre, Rowntree selbst meldet 1951 sogar ein Abfallen der Armut in York, gemessen an seinen eigenen Standards 50 Jahre früher, auf unter 2 Prozent, und diese sich immer weiter öffnende Schere zwischen ökonomischem Existenzminimum und Durchschnittseinkommen wurde dann vielfach als Appell gesehen, auch die Definition der Armutsgrenze diesem Wohlstandswachstum anzupassen, weg von einer rein öko-

nomischen hin zu einer mehr an sozialen Bedürfnissen angelehnten Begriffsbestimmung, mit anderen Worten, Armut relativ statt absolut zu definieren.

Die Extremposition ist hier, die Armutsgrenze an den Quantilen der Einkommensverteilung festzumachen (den Grenzen, die von den so-und-soviel Prozent Ärmsten nicht überschritten werden). Dieser Vorschlag hat sich aber wenig durchgesetzt, weil dann völlig offensichtlich würde, was bei anderen relativen Definitionen noch notdürftig verborgen werden kann, dass nämlich dann die «Armut» *per definitionem* nie verschwindet: Definiert man die «Armutsgrenze» als das 20-Prozent-Quantil der Einkommensverteilung, sind immer genau 20 Prozent aller Menschen arm, und definiert man die «Armutsgrenze» als das 30-Prozent-Quantil der Einkommensverteilung, sind immer genau 30 Prozent aller Menschen arm. So wie der Teil eines Schiffes, der unter der Wasseroberfläche liegt, immer unverändert bleibt, ganz gleich wie hoch das Wasser in der Schleuse steigt, genauso bleibt auch die so gemessene «Armut» bei noch so hohem Wohlstand immer gleich (siehe Abbildung). Eine derartige a-theoretische, rein politisch-willkürliche Definition der «Armut» macht also das Bekämpfen dieser «Armut» zu einem aussichtslosen Unterfangen.

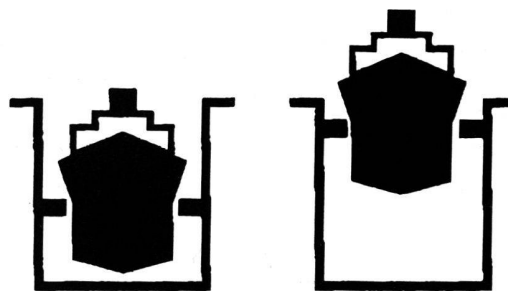
An Stelle von Quantilen wird in der angewandten Armutforschung oft eine Grenze von 50 Prozent des Durchschnittseinkommens verwendet. Dann ist es zumindest theoretisch möglich, wenn auch praktisch eher selten, dass eine Erhöhung aller Einkommen die Armut reduziert (etwa wenn alle Einkommensbezieher die gleiche absolute Zunahme erfahren). Aber bei einer gleichmässigen prozentualen Erhöhung, etwa einer Verdoppelung aller Einkommen, bleibt der Anteil unter der Hälfte des Durchschnitts immer gleich, d.h. auch bei dieser Definition ist Armut niemals auszurotten.

Ein Ausweg: Armut als soziale Behinderung

Schon *Adam Smith*, der Urvater der modernen Wirtschaftswissenschaften, erkannte, dass Armut mehr ist als der nackte

Die sich
immer weiter
öffnende Schere
zwischen
ökonomischem
Existenzminimum
und Durch-
schnittsein-
kommen
wurde vielfach
als Appell
gesehen, auch
die Definition
der Armutsgrenze
diesem Wohl-
standswachstum
anzupassen.

Wie hoch auch immer
das Wasser in der
Schleuse steigt, es
bleibt stets der gleiche
Teil des Schiffes unter-
halb der Wasserlinie.
Aus: Walter Krämer und
Götz Trenkler, *Lexikon
der populären Irrtümer*,
Eichborn, Frankfurt/M.
1996, S. 28.



Hunger: «*Unter lebenswichtigen Gütern verstehe ich nicht nur solche, die unerlässlich zum Erhalt des Lebens sind*», schreibt er in seinem «*Wealth of Nations*», «*sondern auch Dinge, ohne die achtbaren Leuten, selbst der untersten Schicht, ein Auskommen nach den Gewohnheiten des Landes nicht zugemutet werden sollte. Ein Leinenhemd ist beispielsweise, genau genommen, nicht unbedingt zum Leben nötig, Griechen und Römer lebten sehr bequem und behaglich, obwohl sie Leinen noch nicht kannten. Doch heutzutage würde sich weithin in Europa jeder achtbare Tagelöhner schämen, wenn er in der Öffentlichkeit ohne Leinenhemd erscheinen müsste*». Diese Sicht der Dinge eröffnet einen Mittelweg zwischen den reinen Relativisten, die Armut mit Ungleichheit verwechseln, und ihren Gegenspielen auf der anderen Seite, die Armut rein veterinärmedizinisch zu erklären suchen. Denn diese «*lebenswichtigen Güter*» sind einerseits natürlich über Raum und Zeit variabel und zum Teil kulturbedingt, andererseits aber doch kurz- bis mittelfristig fest und absolut. «*Die natürlichen Bedürfnisse (...), wie Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung usw., sind verschieden je nach den klimatischen und anderen natürlichen Eigentümlichkeiten eines Landes*» schreibt *Karl Marx* im *Kapital*. Aber «*für ein bestimmtes Land, zu einer bestimmten Periode, ist der Durchschnittsumkreis der notwendigen Lebensmittel gegeben*».

Dieser «*Durchschnittsumkreis der notwendigen Lebensmittel*» setzt sich zusammen, nicht aus Dingen, die man gerne hätte (das würde nur wieder das Phänomen der Ungleichheit in die Armutsmessung einführen), sondern aus Dingen, die man für das Funktionieren als soziales Lebewesen nach absoluten Massen braucht. Zum Beispiel braucht eine Familie auf Mallorca keine Heizung in der Wohnung, genausowenig wie dicke Mäntel und Winterstiefel für die Kinder; auch ohne diese Dinge ist sie niemals arm. Eine Familie in

Stockholm dagegen ist ohne Heizung in der Wohnung und ohne dicke Mäntel und Winterstiefel für die Kinder arm. Diese unverzichtbaren Grundbedürfnisse hängen also einmal von der natürlichen, aber auch von der sozialen Umwelt ab. In einer mobilen, räumlich ver-

teilten Gesellschaft ohne öffentlichen Personen-Nahverkehr kann ein eigener PKW z. B. durchaus zu den Notwendigkeiten des Lebens zählen; ein Haushalt ohne PKW ist vom sozialen Leben der Gemeinschaft ausgeschlossen und damit in einem durchaus absoluten Sinne «arm». In einer eng vernetzten Dorfgemeinde dagegen ist ein eigener PKW zur Teilnahme am sozialen Leben überflüssig, ein Haushalt ohne Auto ist hier *nicht* in absoluter Weise «arm».

Auch Güter wie Radio, Fernseher und Telefon sind je nach sozialem und kulturellem Umfeld einmal zum Leben nötig und einmal nicht. In einem sozialen Umfeld, in dem Nachrichten traditionell per Ausrufer, Extrablatt oder Schwatz an der Haustür weiterfliessen, ist ein Telefon nicht zum Leben nötig und eine Haushalt ohne Telefon daher auch nicht absolut gesehen «arm». Wenn dagegen fast alle Haushalte einer Gemeinschaft über Telefon verfügen, verändert sich die Kommunikationsstruktur (Telefonkette: Heute fällt die Schule aus), ein Haushalt ohne Telefon ist dann auch absolut gesehen «arm».

Damit fliesst der allgemeine Wohlstand durchaus auch in diese Armutsgrenze ein. Anders als in der schematischen x-Prozent-vom-Durchschnitt-Grenze wirkt dieser allgemeine Wohlstand aber *indirekt*: Nehmen wir einen Kühlschrank, ein ehemaliges «Luxusgut», das man in einer Gesellschaft, in der an jeder Strassenecke frische Lebensmittel feilgeboten werden, tatsächlich auch kaum braucht. Wird aber die Gesellschaft insgesamt gesehen reicher, mit Kühltruhen in jedem Supermarkt, welche die einstmaligen Frischkostenanbieter vom Markt verdrängen, wird der Kühlschrank zur Notwendigkeit – je nach sozialer Umwelt ist ein- und dasselbe Gut einmal ein Luxus, den man eigentlich nicht braucht, und einmal eine für ein menschenwürdiges Dasein zwingend notwendige Sache. Es ist durchaus vorstellbar, dass eines Tages Bankgeschäfte oder Briefkontakte nur noch elektronisch angeboten werden; dann wäre ein menschenwürdiges Leben ohne PC und Internet nicht mehr zu führen, Menschen ohne diese Güter wären «arm» (und zwar nicht nur relativ zu ande-

.....
 Die
 unverzichtbaren
 Grundbedürfnisse
 hängen also
 einmal von
 der natürlichen,
 aber auch von
 der sozialen
 Umwelt ab.

.....
 Der zentrale
 Punkt ist dabei,
 dass diese
 Notwendigkeit
 eines Gutes
 für ein
 menschen-
 würdiges Dasein
 nicht unmittelbar
 davon abhängt,
 ob auch der
 Nachbar dieses
 Gut besitzt.

ren, sondern durchaus absolut: Ohne Internet-PC wäre eine Teilnahme am sozialen Leben nicht mehr möglich).

Der zentrale Punkt ist dabei, dass diese Notwendigkeit eines Gutes für ein menschenwürdiges Dasein nicht unmittelbar davon abhängt, ob auch der Nachbar dieses Gut besitzt. Die Notwendigkeit eines Gutes für ein menschenwürdiges Leben hängt einzig von den *eigenen* Entfaltungsmöglichkeiten ab, etwa der Möglichkeit, eine Nachricht zu versenden oder in vertretbarer Zeit von A nach B zu reisen.

Ohne Einfluss auf die Armut ist nach dieser Sicht der Nutzen, die subjektive Befriedigung, welche die Entfaltung dieser Möglichkeiten erzeugt. Ob jemand sich in einer Zwei-Zimmer-Wohnung subjektiv beengt vorkommt oder nicht, ob jemand seine Kleider mit Freude oder Widerwillen trägt, beim Essen Freude oder Überdross, beim Besuch einer Kunstausstellung Langeweile oder Begeisterung empfindet, die Lektüre seiner Tageszeitung als Pflicht oder als angenehme Abwechslung betrachtet, eine Autofahrt geniesst oder als lästige Zeitverschwendung ansieht, alle diese subjektiven Gefühle spielen für die Armut keine Rolle. Armut ist nicht das Gegenteil von Glück. Vielleicht sind gewisse obdachlose Strassenkinder in Rio de Janeiro weit glücklicher als gelangweilte Millionärswitwen auf Golfplätzen in Kalifornien; aber trotzdem sind die Strassenkinder arm, die Millionärswitwen dagegen nicht. Für die Armut ist allein entscheidend, ob oder ob nicht ein Mensch zu gewissen Dingen – etwa einem ungestörten Schlaf mit einem Dach über dem Kopf – in der Lage ist, unabhängig davon, welchen Nutzen (welches Glücksgefühl bzw. welche Befriedigung) er oder sie dabei verspürt.

Damit ist Armut aber vom allgemeinen Wohlstand wie auch von Neid und subjektivem Wohlbefinden abgekoppelt und als eigenständige, wenn auch in der Praxis nicht immer leicht zu messende soziale Variable etabliert; man darf gespannt sein, ob diese Sicht der Dinge in einer wie kaum eine andere von Dummschwätzern und Demagogen dominierten Arena eine Chance hat. ♦